

Kleine Bibliothek der Weltweisheit

8

Michel de Montaigne

Von der Freundschaft

Der französische Philosoph MICHEL DE MONTAIGNE (1533 bis 1592) befaßt sich in seinen Essays mit nahezu allen sittlichen Fragen, die den Menschen bewegen. Beeinflußt von großen Humanisten wie Erasmus von Rotterdam, ist Montaigne in seinem Werk ganz dem Geist der Aufklärung und dem skeptischen Denken verpflichtet. Er zeigt den Menschen in seinen Tugenden und Schwächen, ohne ihn jedoch auf eine bestimmte Moral zu verpflichten. Dem Ideal der Freiheit verpflichtet, widersetzt sich sein Werk der strengen Form und wurde so zum Ausgangspunkt für den Essay als literarische Gattung.

Seit der Zeit der Aufklärung, in der besonders Montesquieu und Voltaire auf Montaigne hinwiesen, zeigt sich der Einfluß der Essays in der gesamten europäischen Literatur.

UWE SCHULTZ, Dr. phil., war von 1976 bis 1994 Leiter der Hauptabteilung Kulturelles Wort beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt am Main. Er arbeitet heute freiberuflich in Paris. Veröffentlichungen u.a.: *Große Prozesse* (32000); *Die großen Verschwörungen* (1998); *Versailles* (2000) und *Madame de Pompadour* (2004).

Michel de Montaigne

Von der Freundschaft



*Aus dem Französischen
von Herbert Lüthy*

*Mit einem Nachwort
von Uwe Schultz*

dtv
C.H.Beck

Eine Auswahl des revidierten Nachdrucks
der Ausgabe von 1953
Mit freundlicher Genehmigung des Manesse-Verlages
Montaigne, Michel de
Übers. Von Herbert Lüthy
© 1953, Manesse Verlag Zürich

9. Auflage 2016

November 2005
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2005 Verlag C. H. Beck oHG dtv, München
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf: David Pearson, London
Printed in Germany
ISBN 978 3 423 34248 3

www.beck.de

Inhalt

Von der Freundschaft

7

Daß unsere Empfindung
des Guten und Bösen
größenteils von der Meinung abhängt,
die wir davon haben

19

Philosophieren heißt sterben lernen

49

Von der Einsamkeit

75

Von der Schonung des Willens

93

œ

Anmerkungen

121

Nachwort

133

Von der Freundschaft

Indes ich einen Maler, den ich bei mir habe, bei der Ver-
richtung seines Werkes beobachtete, kam mich die Lust
an, ihm darin zu folgen. Er wählte die beste Stelle in der
Mitte jeder Wand, um darauf mit seinem ganzen Kön-
nen ausgearbeitete Gemälde zu setzen; und die leeren
Stellen rundum füllte er mit Grotesken, das sind phanta-
stische Malereien, deren Anmut nur in ihrer Abwech-
slung und Wunderlichkeit liegt. Was ist dies hier in Wahr-
heit auch anderes als Grotesken und Zerrgebilde, aus
verschiedenen Gliedern zusammengestückt, ohne be-
stimmte Gestalt, ohne andere als zufällige Ordnung,
Folge und Verhältnis?

Desinit in piscem mulier formosa superne¹.

Ich halte wohl in diesem zweiten Teil mit meinem Maler
Schritt, aber im andern und bessern Teil bleibe ich stek-
ken; denn mein Können geht so weit nicht, daß ich es
wagen würde, ein reiches, ausgefeiltes und nach den Re-
geln der Kunst gebildetes Gemälde zu beginnen. Ich bin
darauf verfallen, eines von Etienne de la Boétie zu entlei-
hen, das den ganzen Rest dieser Arbeit ehren wird. Es ist
eine Schrift, der er den Titel gab: «Die freiwillige
Knechtschaft»; aber jene, die ihn nicht kannten, haben

sie seitdem sehr füglich in «Wider Einen» umgetauft. Er schrieb es als Versuchsstück in seiner frühesten Jugend zur Ehre der Freiheit wider die Tyrannen. Es geht seit geraumer Zeit unter den verständigen Männern von Hand zu Hand, nicht ohne großen und verdienten Ruhm: denn es ist hochgesinnt und so gehaltvoll wie nur möglich². Und doch ist es weit davon, daß es das Beste wäre, was er hätte schreiben können; und wenn er in dem fortgeschritteneren Alter, in dem ich ihn gekannt habe, einen ähnlichen Vorsatz gefaßt hätte wie den meinen, seine Einfälle zu Papier zu bringen, so hätten wir manche auserlesene Dinge zu Gesicht bekommen, die uns dem Ruhm des Altertums sehr nahe brächten; denn namentlich in diesem Stück der natürlichen Gaben kenne ich niemand, der ihm vergleichbar wäre. Aber es ist nichts von ihm geblieben als diese Abhandlung, auch sie durch Zufall, und ich glaube nicht, daß er sie je wieder angesehen hatte, seitdem sie ihm entschlüpft war; ferner einige Denkschriften über jenes Januaredikt³, das durch unsere Bürgerkriege berühmt geworden ist und die vielleicht anderwärts ihren Platz finden werden. Das ist alles, was ich von seinem Nachlaß wiederfinden konnte, ich, den er in so liebevollem Gedenken, den Tod an der Kehle, durch sein Vermächtnis zum Erben seiner Bibliothek und seiner Papiere einsetzte; dazu das Büchlein seiner Werke, das ich veröffentlichen ließ. Und doch bin ich dieser Schrift besonderen Dank schuldig, da sie als Vermittlerin unserer ersten Verbindung diente. Denn sie wurde mir gezeigt, lange bevor ich ihn sah, und gab

mir die erste Kunde seines Namens, so daß sie diese Freundschaft in die Wege leitete, die wir, solange es Gott gefiel, so restlos und innig zwischen uns gehalten haben, daß sich kaum in der Überlieferung ähnliche finden und unter den heutigen Menschen sicherlich keine Spur davon anzutreffen ist. Es muß so vieles zusammentreffen, um dergleichen zu errichten, daß es viel ist, wenn das Schicksal es einmal in drei Jahrhunderten zustande bringt.

Zu nichts scheint uns die Natur so sehr bestimmt zu haben wie zur Geselligkeit. Und Aristoteles sagt, daß die guten Gesetzgeber mehr Sorge für die Freundschaft als für die Gerechtigkeit trugen. In ihr aber findet die Geselligkeit den letzten Grad ihrer Vollendung. Denn insgemein sind alle Freundschaften, die Wollust oder Eigennutz, öffentliche oder häusliche Notwendigkeit errichten und erhalten, um so weniger schön und edel, und um so weniger Freundschaften, als sich andere Gründe, Zwecke und Gewinne als die Freundschaft selbst in sie mengen. Ebenso wenig schicken sich die vier Gattungen des Altertums: natürliche, gesellige, gastfreundliche und geschlechtliche Verbindungen, weder einzeln noch zusammen genommen, zu ihr.

Zwischen Kindern und Vätern ist es vielmehr Ehrerbietung. Die Freundschaft nährt sich von einem vertrauten Umgang, der sich zwischen ihnen um der allzu großen Ungleichheit willen nicht finden kann und zuweilen sogar gegen die Vorschriften der Natur verstieße. Denn weder lassen sich alle geheimen Gedanken des Vaters

dem Kinde mitteilen, woraus eine unziemliche Vertraulichkeit erwüchse, noch können die Ermahnungen und Verweisungen, die zu den ersten Pflichten der Freundschaft gehören, vom Kinde an den Vater gerichtet werden.

Es ist in Wahrheit ein schöner Name und voll Innigkeit: Bruder, und darum gründeten wir, er und ich, darauf auch unsern Bund. Doch diese Vermengung von Gütern, diese Erbschaftsteilungen, und daß der Reichtum des einen die Armut des andern bedeutet, all das läßt diese brüderliche Verbindung unsäglich erkalten und erschaffen. Da die Brüder den Weg ihres Aufstiegs in den gleichen Geleisen und im gleichen Getriebe suchen müssen, ist es unvermeidlich, daß sie sich oftmals stoßen und in die Quere geraten müssen. Mehr noch: die gegenseitige Übereinstimmung und Mitteilung, aus der die wahre und vollkommene Freundschaft hervorgeht, warum sollte sie sich bei Brüdern finden? Der Vater und der Sohn können ganz verschiedener Gemütsart sein, und die Brüder ebenso. Er ist mein Sohn, er ist mein Verwandter, aber er ist ein unumgänglicher Mensch, ein Bösewicht oder ein Dummkopf. Und überdies, in dem Maße, in dem Gesetz und Schuldigkeit uns diese Freundschaften auferlegen, ist daran desto weniger freie Wahl und freier Wille beteiligt. Und unser freier Wille kann nichts so völlig seine eigene Schöpfung nennen, wie die Zuneigung und Freundschaft. Nicht etwa, daß ich nicht auch in diesem Betracht alles gekostet hätte, was sich darin finden kann, hatte ich doch den besten

Vater, den es je gab, und den gütigsten bis in sein äußerstes Alter, und stamme aus einer Familie, die vom Vater auf den Sohn berühmt und beispielhaft in Stücken der brüderlichen Eintracht war,

et ipse

Notus in fratres animi paterni⁴.

Vergleicht man damit die Neigung zu Frauen, wiewohl auch sie aus unserer Wahl entspringt, so kann man sie doch nicht in dies Verzeichnis aufnehmen. Ihr Feuer, das bekenne ich,

neque enim est dea nescia nostri

Quae dulcem curis miscet amaritiem⁵,

ist heftiger, heißer und versengender. Doch es ist ein aufflackerndes und flüchtiges Feuer, unstet und veränderlich, eine Fieberhitze, die bald steigt, bald fällt, und die uns nur bei einem Zipfel hält. In der Freundschaft ist es eine allgemeine und alles erfüllende Wärme, milde überdies und gleichmäßig; eine beständige und ruhige, ganz Innigkeit und Zartheit, die nichts Brennendes oder Durchbohrendes hat. Mehr noch als dies, in der Liebe ist es nur ein ungestümes Verlangen nach dem, was uns flieht:

Come segue la lepre il cacciatore

Al freddo, al caldo, alla montagna, al lito;

Ne piu l'estima poi, che presa vede,

Et sol dietro a chi fugge affretta il piede⁶.

Sobald sie in ein Freundschaftsverhältnis eintritt, das heißt in eine Übereinstimmung zweier Willen, ver-
raucht sie und erlahmt. Der Genuß zerstört sie, weil
seine Absicht körperlich und der Sättigung unterworfen
ist. Die Freundschaft hingegen wird in eben dem Maße
genossen, in dem sie begehrt wird, und keimt, nährt sich
und wächst nur mit ihrem Genuß, weil er geistig ist und
die Seelen sich in ihrer Ausübung verfeinern. Unter die-
ser vollkommenen Freundschaft haben auch jene flatter-
haften Neigungen ehemals bei mir Platz gefunden, nicht
von meinem Freunde zu reden, der in seinen Gedichten
nur zuviel davon beichtet. So sind diese beiden Leiden-
schaften jede in Kenntnis der andern bei mir eingetreten,
aber nie auf gleichem Fuße: die erste blieb immer in ih-
rem hohen und stolzen Fluge und sah mit Geringschät-
zung die andere auch in ihren höchsten Schwüngen tief
unter ihr flattern.

Was die Ehe anlangt, außer dem, daß dies ein Handel ist,
der nur bis zum Eingehen frei ist (denn seine Dauer ist
auferlegt und erzwungen und hängt übrigens von an-
dern Rücksichten als von unserem Willen ab), und ein
Handel, der gemeinhin zu andern Absichten geschlossen
wird, so finden sich darin noch tausenderlei äußere Ver-
wicklungen zu entknäueln, genug, um den Faden einer
herzlichen Zuneigung abreißen und ihren Gang sich
verwirren zu lassen, während es in der Freundschaft kein
Geschäft noch Anliegen gibt als sie selbst. Hinzugenom-
men noch, daß, um die Wahrheit zu sagen, die geistigen
Gaben der Frauen gemeinhin nicht zu jenem Gedanken-

austausch und Umgang hinreichen, aus dem diese heilige Verbindung erwächst; noch scheint ihre Seele stark genug, um die Spannung eines so fest geknüpften und so dauerhaften Bandes zu ertragen. Und freilich, wäre dies nicht, und wäre es möglich, eine solche freie und zwanglose Gemeinschaft zu schließen, in der nicht nur die Seelen diesen völligen Genuß fänden, sondern auch die Körper ihren Teil an der Vereinigung hätten, und welcher der ganze Mensch sich hingeben würde: es ist gewiß, daß diese Freundschaft vollkommener und erfüllter wäre. Aber dieses Geschlecht hat noch durch kein Beispiel bis dahin zu gelangen vermocht und ist vom einstimmigen Urteil der Schulen des Altertums davon ausgeschlossen.

Im übrigen ist das, was wir gemeinhin Freunde und Freundschaften nennen, nichts weiter als Bekanntschaften und Vertraulichkeiten, die durch irgendwelche Anlässe und Bequemlichkeiten angeknüpft sind, mittels deren unsere Seelen sich miteinander unterhalten. In der Freundschaft, von der ich spreche, mischen und vereinigen sie sich beide in dermaßen völliger Verschmelzung, daß sie ineinander aufgehen und die Naht, die sie verbindet, nicht mehr finden. Wenn man in mich dringt, zu sagen, warum ich ihn liebte, so fühle ich, daß sich dies nicht aussprechen läßt, ich antworte denn: Weil er er war; weil ich ich war.

Es gibt jenseits all meiner Gründe und all dessen, was ich Besonderes davon sagen kann, ich weiß nicht welche unbegreifliche und unabwendbare Macht, die diesen Bund

vermittelte. Wir suchten uns, noch ehe wir uns gesehen hatten, und durch die Erzählungen, die wir voneinander vernahmen und die auf unsere Zuneigung eine stärkere Wirkung übten, als sie von bloßen Berichten begründetermaßen auszugehen pflegt, ich glaube durch eine Fügung des Himmels: wir umarmten uns schon in unsern Namen. Und bei unserer ersten Begegnung, die zufällig an einer großen städtischen Feier und Geselligkeit stattfand, fühlten wir uns so zueinander hingezogen, so miteinander bekannt und verbunden, daß uns von Stund an nichts so nahe war wie wir einer dem andern. Er schrieb eine vortreffliche lateinische Satire, die veröffentlicht ist und darin er das Ungestüm unseres Einvernehmens entschuldigt und erklärt, das so ungesäumt zu seiner Vollkommenheit gelangte. Da es nur so kurz von Dauer sein sollte und so spät begonnen hatte, denn wir waren beide schon im Mannesalter und er mir um einige Jahre voraus, so durfte es keine Zeit verlieren und sich nicht nach dem Vorbild der lauen und landläufigen Freundschaften richten, zu denen es so vieler Behutsamkeit langer vorgängiger Bekanntschaft bedarf. Diese hier hat kein anderes Urbild als in sich selbst und kann nur an sich selbst gemessen werden. Da ist nicht ein besonderer Beweggrund, auch nicht zwei, noch drei, noch vier, noch tausend; es ist ich weiß nicht welche Quintessenz aus alledem, die meinen ganzen Willen ergriffen und mitgerissen hat, sich in dem seinen zu versenken und zu verlieren, mit einerlei Begierde und Wetteifer. In Wahrheit, ich sage: verlieren, denn wir enthielten uns nichts vor,

das uns gesondert geblieben, oder das entweder sein oder mein gewesen wäre.

Setze man mir nicht jene andern alltäglichen Freundschaften auf die selbe Stufe: ich habe davon, und der vollkommensten dieser Art, ebensoviel Kenntniss wie ein anderer, allein ich rate nicht dazu, ihre Gesetze zu vermengen: man würde irregehen. In diesen andern Freundschaften muß man mit dem Zügel in der Hand, mit Bedächtigkeit und Vorsicht verfahren; das Band ist nicht derart fest geknüpft, daß es keinerlei Mißtrauens bedürfte. Liebe ihn, sagte Chilon, wie einen, den du eines Tages hassen könntest; hasse ihn wie einen, den du einst lieben könntest. Dieser Rat, so abscheulich er gegenüber dieser königlichen und erhabenen Freundschaft ist, bleibt in der Regel der gemeinen und gebräuchlichen Freundschaft heilsam, auf die das Wort Anwendung finden muß, das Aristoteles so gern zu sagen pflegte: O meine Freunde, es gibt keine Freunde. In diesem erlesenen Umgang verdienen die Dienste und Wohltaten, welche die andern Freundschaften erhalten, nicht einmal Erwähnung: Grund dessen ist dieses vollkommene Ineinanderfließen unserer Wünsche. Denn ebenso, wie die Freundschaft, die ich zu mir hege, nicht durch den Beistand vermehrt wird, den ich mir in der Not bringe, was auch die Stoiker darüber sagen mögen; und wie ich mir keinen Dank für den Dienst weiß, den ich mir leiste: ebenso läßt die Verbindung solcher Freunde, wenn sie wirklich vollkommen ist, sie das Bewußtsein solcher Pflichten verlieren und zwischen ihnen

diese Worte der Trennung und Unterscheidung verabscheuen und verscheuchen, die heißen: Wohltat, Schuldigkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Dank und dergleichen. Da in der Tat zwischen ihnen alles gemeinsam ist, Wille, Gedanken, Urteile, Güter, Frauen, Kinder, Ehre und Leben: und ihre Einheit, nach der sehr guten Definition des Aristoteles, die einer einzigen Seele in zwei Körpern ist, können sie einander weder leihen noch geben.

In Verbindungen, die nur auf einen Zweck zielen, hat man sich nur gegen solche Unvollkommenheiten vorzusehen, die sonderlich diesen Zweck betreffen. Es braucht mich nicht zu kümmern, welcher Religion mein Arzt oder mein Anwalt ist. Diese Erwägung hat mit den Freundschaftsdiensten, die sie mir schulden, nichts zu schaffen. Und mit der häuslichen Gemeinschaft, die meine Bedienten mit mir eingehen, halte ich es ebenso. Und erkundige mich wenig danach, wenn ich einen Lakaien nehme, ob er keusch sei; ich frage, ob er flink ist. Und fürchte nicht so sehr, einen Spieler, als einen Tölpel als Stallknecht zu haben, und nicht so sehr einen Koch, der flucht, als einen Stümper. Ich befasse mich nicht damit, zu sagen, was man in der Welt tun soll, es befassen sich andere genug damit, sondern was ich darin tue.

Mihi sic usus est: tibi, ut opus est facto, face⁷.

Zur Tafelrunde lade ich lieber den Witzigen, nicht den Bedächtigen; zu Bett lieber die Schönheit als die Güte; zum geselligen Gespräch lieber die Schlagfertigkeit, sogar ohne Biedersinn. Desgleichen auch sonst.

Gerade so, wie jener, der rittlings auf einem Stecken mit seinen Kindern spielend angetroffen wurde, den Mann bat, der ihn dabei ertappte, er möge nichts darüber sagen, bis daß er selber Vater sei; im Gedanken, daß die Zärtlichkeit, die alsdann in seiner Seele erwachen würde, ihn zum gerechten Richter über ein solches Tun werden ließe: so wünschte ich, zu Menschen zu reden, die das erfahren hätten, wovon ich spreche. Allein, da ich weiß, wie fern vom gewöhnlichen Weltlauf eine solche Freundschaft abliegt und wie selten sie ist, erwarte ich darüber keinen guten Richter. Denn sogar die Meinungen, die das Altertum uns über diesen Gegenstand hinterlassen hat, kommen mir seicht vor, gemessen an dem Gefühl, das ich davon habe. Und in diesem Punkt übertreffen die Tatsachen sogar die Lehren der Philosophie:

*Nil ego contulerim iucundo sanus amico*⁸.

Der alte Menander pries den glücklich, der nur den Schatten von einem Freunde gefunden habe. Er hatte gewiß recht, dies zu sagen, besonders wenn er davon gekostet hatte. Denn in Wahrheit, wenn ich mein restliches Leben, obwohl ich es durch die Gnade Gottes angenehm, behaglich und, außer dem Verlust eines solchen Freundes, frei von schwerem Kummer, voll Ruhe des Gemüts verbracht habe, indem ich meine natürlichen und ursprünglichen Gaben in Kauf nahm, ohne andere zu suchen; wenn ich dieses ganze Leben, sage ich, mit den vier Jahren vergleiche, in denen es mir gegeben war,

die innige Vertrautheit und Gesellschaft dieses Mannes zu genießen: so ist es nur Rauch und nichts als dunkle und freudlose Nacht. Seit dem Tage, an dem ich ihn verlor,

quem semper acerbum,
Semper honoratum (sic, Dii, voluistis) habeo⁹,

schleppe ich mich nun kläglich dahin; und die Freuden sogar, die sich mir bieten, statt mich zu trösten, verdoppeln den Schmerz über seinen Verlust. Wir teilten alles miteinander; nun scheint mir, ich raube ihm seinen Teil. Ich war schon so daran gewohnt, überall selbender zu sein, daß mich dünkt, ich sei nur noch zur Hälfte.

Illam meae si partem animae tulit
Maturior vis, quid moror altera
Nec charus aequè, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Duxit ruinam¹⁰.

Es gibt keine Handlung und keine Vorstellung, bei der er mir nicht mangelt, so wie ich ihm gemangelt hätte. Denn ebenso, wie er mich in jeder andern Geisteskraft und Tugend unendlich weit übertraf, so tat er es auch in der Übung der Freundschaft.

*Daß unsere Empfindung des Guten und Bösen
größenteils von der Meinung abhängt,
die wir davon haben*

Die Menschen (sagt eine alte griechische Sentenz) werden von den Meinungen gepeinigt, die sie von den Dingen haben, nicht von den Dingen selbst. Es wäre ein großer Gewinn für die Erleichterung des elenden menschlichen Loses, wenn man diesen Satz durchgängig als wahr erweisen könnte. Denn wenn das Übel nicht anders als durch unser Denken Eingang bei uns findet, so muß es in unserer Macht stehen, es zu verachten oder zum Guten zu wenden. Wenn sich die Dinge nach unserem Gutfinden fügen, warum verfügen wir nicht über sie oder schalten mit ihnen nach unserem Vorteil? Wenn das, was wir Übel und Pein nennen, für sich selbst genommen weder Übel noch Pein ist, sondern unsere Einbildung ihm diese Eigenschaft gibt, so liegt es an uns, es zu ändern. Und wenn wir die Wahl haben und niemand uns zwingt, so sind wir absonderliche Toren, uns gerade auf das zu versteifen, was uns am verdrießlichsten ist, und den Krankheiten, der Not und der Schande einen bitteren und üblen Geschmack zu geben, wenn wir ihnen einen guten geben können und wenn es an uns ist, dem

Geschick, das uns nichts weiter als den rohen Stoff liefert, Gestalt zu leihen. Daß aber das, was wir Übel nennen, es nicht an sich selbst ist, oder daß zumindest so, wie es ist, es von uns abhängt, ihm einen anderen Geschmack und ein anderes Gesicht zu geben, denn all das kommt auf eines hinaus: sehen wir zu, ob es sich aufrechterhalten läßt.

Wenn das eigentliche Wesen der Dinge, die wir fürchten, das Vermögen hätte, sich aus eigener Macht bei uns kundzutun, so würde sich alles gleich und auf einerlei Art bei allen kundtun: denn die Menschen sind alle von einer Gattung und sind, vom Mehr oder Weniger abgesehen, mit gleicherlei Werkzeugen und Organen der Wahrnehmung und Urteilskraft ausgestattet. Aber die Vielfalt der Meinungen, die wir über diese Dinge hegen, zeigt deutlich, daß sie nur bedingungsweise bei uns Aufnahme finden: der eine nimmt sie vielleicht in ihrer wahren Bewandnis in sich auf, aber tausend andere geben ihnen bei sich ein anderes und entgegengesetztes Wesen.

Wir halten den Tod, die Armut und den Schmerz für unsere hauptsächlichsten Feinde. Doch dieser Tod, den die einen das schrecklichste aller Schrecknisse nennen, wer weiß nicht, daß andere ihn die einzige Zuflucht in den Stürmen dieses Lebens nennen? Das höchste Gut der Natur? den einzigen Hort unserer Freiheit? das allgemeine und schnelle Heilmittel gegen alle Übel? und wie die einen ihn zitternd und bebend erwarten, so ertragen ihn andere leichter als das Leben.